



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Minckwitz, M. J.: Elisabeth Barrett-Browning

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ihre Sache. Aber sie schafft die feste Grundlage für eine wissenschaftliche Genealogie der Hohenzollern, führt sie uns alle vor, wie sie seit 1061 bis auf den heutigen Tag ins Leben traten, auch die Mitglieder der ausgestorbenen Linien. Und wir erfahren, welche Stellung sie im Leben eingenommen haben, ob sie Regierende waren, ob sie als Krieger im Felde standen und ihre Waffen bis nach Palästina trugen, oder als Gottgeweihte einem Kloster angehörten, oder was bei vielen männlichen Mitgliedern der Fall ist, als Domherren einem Stift angehörten, wobei es dann vorkam, daß ein solcher Domherr, um das Aussterben des Stammes zu verhindern, in den Laienstand zurücktrat und — immer mit Erfolg — heiratete. Was immer in einen Stammbaum hineingeht, haben wir hier beisammen. Das Horazische *nonum prematur in annum* trifft für die neue Genealogie ein; denn vor mehr als neun Jahren wurde sie begonnen, aber Wert behält sie für mehr als zwanzig, dreißigmal neun Jahre, wenn ihr damit auch nicht zugesprochen werden soll, daß sie über Irrtümer hinaus sei; denn das, was Menschen seinen Ursprung verdankt, bleibt dem Irrtum unterworfen.



Elisabeth Barrett-Browning

Von M. J. Minckwitz



Am 12. September 1846 vermählte sich der jugendkräftige Dichter Robert Browning mit der sechs Jahre ältern, kränklichen Elisabeth Barrett und schloß damit einen Ehebund, wie er schöner niemals auf der Basis unwandelbarer Liebe von geistig ebenbürtigen Menschen begründet worden ist. Für die Dichterin wurde diese späte Heirat (sie war 1806 geboren) zum starken Anker, der ihr gebrechliches Lebensschifflein noch volle fünfzehn Jahre sicherte. Denn das neuvermählte Paar flüchtete alsbald vor dem englischen Nebelklima, um von Italiens Sonne Heilung oder wenigstens Stärkung für die Kranke zu suchen. Der Aufenthalt im Süden wirkte Wunder, und das Wagnis glückte unter besonders schwierigen Verhältnissen. Zieht man die Briefe und die Dichtungen in Betracht, die auf diesen wichtigsten Lebensabschnitt der Dichterin Bezug haben, so erscheint es geradezu räthselhaft, wie sich dieser zarte Körper, in dem eine so überaus sensitive Seele wohnte, durch die schwersten Aufregungen hindurchgekämpft hat. Die Leidende quälte sich mit düstern Betrachtungen über ihren Gesundheitszustand, zugleich aber auch mit der festen Voraussicht, daß ihre Heirat die lebenslängliche Trennung vom Vaterhause zur Folge haben würde. Denn die Trauung mußte heimlich, die Abreise nach Italien ohne Abschied vom Vater erfolgen, der sein Jawort um keinen Preis gegeben hätte. In diesem Falle handelte es sich um die eigentümliche Marotte, herangewachsenen Söhnen wie Töchtern kein Anrecht auf eignes Familienglück zuerkennen zu wollen. Auch ein Bruder und eine Schwester der Dichterin, die ihrem Beispiel folgten, sahen alle später unternommenen Ausöhnungsversuche an dem Starrsinn des Vaters

scheitern. Man kann es also Robert Browning nicht verübeln, wenn er 1857 mit seiner charakteristischen behutsamen Zartheit in Familienangelegenheiten über seinen Schwiegervater den brieflichen Ausspruch riskierte: There must have been something in the organisation, or education at least, that would account for and extenuate this.

Unsre Dichterin stammte aus wohlhabenden, wenn nicht reichen Verhältnissen. Angefichts der Malvern Hills, die von englischem Dichtermunde mit nie erlöschender Glorie umgeben worden sind, hat sie in schöner, fast schloßartiger Besizung die erste idyllische Jugendzeit verbracht. Mit dem Tode der Mutter (1828) fand dieser friedliche Lebensabschnitt freilich ein jähes Ende. Bekümmerte Schwierigkeiten nötigten zur Aufgabe des stattlichen Landstüzes. Während eines zweijährigen Aufenthalts in Sidmouth bot der Anblick des Meeres und der grünen Sammetfluren der Küste einigermaßen Ersatz für die verlorne friedliche Stätte der Kindheit. Später siedelte die Familie definitiv nach London über. In der ungefunten Luft der Hauptstadt wurde die immer fränkellnde älteste Tochter zur Kranken. Sogar ein Zwischenaufenthalt in Torquay (an der Südküste Englands) hatte nicht die gehoffte Wirkung, da der heilsame Einfluß der milden Seeluft unter dem erschütternden Eindruck einer Todesbotschaft versiechte. Der Lieblingsbruder Edward war unerwartet in der Babbicome Bay ertrunken. Eine schwere Krankheit, die Folge der heftigen Nervenerschütterung, verzögerte die Rückkehr Elisabeths nach London um ein volles Jahr. Doch blieb sie auch nach der dauernden Wiedervereinigung mit Vater und Geschwistern an das Krankenzimmer gefesselt. Nur intensive geistige Regsamkeit söhnte sie mit ihrer einförmigen Lebensweise aus. Es galt schließlich für eine unabänderliche Tatsache, daß die älteste Tochter invalid bleiben werde. Sinnreiche Vorkehrungen hatten das Krankenzimmer zu einem recht traulichen Raum umgestaltet. Blumen schmückten die Fenster, fremdländische Tauben gurrten im Käfig, ein treues Hündchen umschmeichelte die kranke Herrin. Die Büsten Homers und Chaucers zierten auf besondern Wunsch die Wände. Geschwister- und Freundesliebe war geschäftig, melancholische Stimmungen soviel als möglich fernzuhalten. Den besten Halt fand Elisabeth freilich in der eignen Brust. Die Jahre verfrühter ernster Beschaulichkeit verschönte die seltne Gabe, auch den geringfügigsten Dingen und Begebenheiten einen poetischen, zarten und doch tiefen Reiz abzugewinnen. Ihre ersten kleinen Dichtungen dringen in die Öffentlichkeit, ihre zaghafte Bescheidenheit durchweht schon ein Hauch von Selbstvertrauen, als ihr Vetter und Mäcen, John Kenyon, ihre Scheu gegen Unbekannte überwindet und den Dichter Robert Browning bei ihr einführt. Wie innig sich bald das neue Freundschaftsverhältnis gestaltete, erfährt jeder am besten aus dem Munde der Dichterin selbst, die am 20. Oktober 1846 einer alten Freundin ihrer Familie (Mrs. Martin) in einem ausführlichen Briefe ihr übervolles Herz ausschüttete. Schlicht und innig geschrieben, bildet dieser Brief ein unentbehrliches Dokument, da er den klarsten Einblick in das Seelenleben des hochsinnigen Paares gewährt. Die heimliche Eheschließung sticht seltsam von diesem sonst so wahrhaften Leben ab. Doch trieb erst völlig grundlose Härte und Teilnahmllosigkeit

feit des bisher liebevollen Vaters Elisabeth zum äußersten: All the other doors of life were shut to me, and shut me in as in a prison, and only before this door stood one whom I loved best and who loved me best, and who invited me out through it for the good's sake which he thought I could do him. Der Arzt hatte die vollständige Heilung der Kranken von dem Einfluß eines südlichen Aufenthalts abhängig gemacht, der Vater diese leicht zu verwirklichende Aussicht mit unbegreiflicher Schroffheit abgeschnitten. Wieder folgte ein gefürchteter englischer Winter, aber in so überraschend milder Form, daß Robert Brownings hartnäckige Werbung endlich infolge hoffnungsreicher Stimmung Gehör fand. Die heimliche Trauung und die förmliche Flucht nach Italien glückten so sichtlich, daß die ganze Familie, mit Ausnahme des Vaters, rasch mit dem ungewöhnlichen Schritte ausgeföhnt war. Unter der aufopfernden liebevollen Pflege des Vaters erstarrte die anscheinend hoffnungslos Dahinsiechende. Es dauerte nicht lange, so drückte das seltne Menschenpaar seinem neuen Heim, der Casa Guidi in Florenz, das weisevolle Gepräge des Genius auf. Heute wandeln wohl nur noch wenig Augenzeugen an dem schlichten Hause vorüber, die von der Dichterin mehr zu berichten wissen, als die weisevolle Inschrift vermeldet, die vom Dichter Tommaseo verfaßt durch die Stadt Florenz in einer Gedenktafel verewigt ist. Eine spärliche, aber immerhin wertvolle Erinnerung von italienischer Seite bietet folgende schriftliche Aufzeichnung des ausgezeichneten italienischen Geschichtsforschers, des greisen Senators Pasquale Villari:

Ho conosciuto la Signora Browning negli anni che precedettero il 1859. O per meglio dire, la vedi qualche rare volte in casa di comuni amici, un poco più spesso nella casa Guidi, in Piazza Pitti, dove ella abitava col marito e con il loro unico figlio.

Non posso quindi dare nessun giudizio, ma solo qualche lontana reminiscenza, qualche vaga impressione.

Era piccola, bruna, gracilissima, non molto ben formata, con due occhi vivacissimi, con due lunghi riccioli che le cadevano dalle due parti del viso. Non era bella. Si sarebbe quasi potuto dire che era brutta, se una espressione di grande ingegno, d'infinita modestia, di grandissima bontà, di una continua aspirazione verso tutto ciò che era bello, buono, generoso, non avessero finito col farla apparire bella a chiunque le parlava.

La sua mal ferma salute la costringeva a stare quasi sempre in casa. E quando non era a letto, era al tavolino a scrivere, o seduta sopra una poltrona, sdraiata sopra un canapè a leggere autori inglesi, italiani, greci. Leggeva spesso Platone.

Di tanto in tanto ricadeva ammalata, e quando si rimetteva, pareva un fiore reciso, una candela che stesse per spegnarsi. Ricordo sempre di averla vista un giorno di primavera, a Bellosguardo, nel giardino di una sua amica, dove il marito l'aveva condotta, dopo una grave malattia. Pareva, in mezzo ai fiori, un'ombra diafana che stesse per dileguarsi.

Di tutti parlava con benevolenza, di nessuno mai la sentii dir male. Su due punti non potei mai essere d'accordo con lei; ed evitavo per ciò di parlarne. Aveva una gran fede negli spiriti (spirit-rappings). E in ciò dissentiva assai dal marito, il quale non poteva sentirne discorrere senza andare in escandescenze. Alcune amiche mi dissero d'averla veduta, con una penna in mano, aspettare che gli spiriti le movessero il braccio. L'altro punto di dissenso era la sua

sconfinata ammirazione per Napoleone III. Allora era recente la memoria del 2 dicembre, non erano ancora seguite le battaglie di Magenta e di Solferino.

Invece eravamo pienamente d'accordo sulla questione italiana. Ella ebbe sempre un vero entusiasmo per la libertà e l'indipendenza d'Italia. Quando cominciavano appena le prime agitazioni, che preludevano ai fatti del 1859, ella era a Roma. E di lì mi scrisse una lettera, dicendo che aveva parlato col Gallenga e con altri amici italiani, i quali le avevano detto delle agitazioni che cominciavano in tutta la penisola. Perchè in Toscana non si faceva nullo? Voleva che cercassi d'iniziare un movimento per chiedere la Costituzione al Gran Duca. Le risposi che un certo movimento per chiedere la Costituzione c'era; ma che io non lo secondavo, e lo credevo destinato ad abortire. Si trattava d'altro, si trattava di promuovere l'annessione al Piemonte, d'iniziare l'unità d'Italia. E le dicevo che la sera innanzi, nel Collegio militare, a pochi passi dalla mia casa i giovani collegiali gridavano Viva Verdi (V. E. R. D. J.) ossia viva Vittorio Emanuele re d'Italia. Mi rispose una lettera piena d'entusiasmo, dicendo che non tenessi nessun conto di ciò che aveva scritto primo che andassimo pure avanti per la strada Maestra, che era la sola vera. Scusassi la sua poca conoscenza dei fatti.

E per concludere dirò che ogni volta che ripenso alla Signora Browning, e mi si ripresenta la sua immagine piena di bontà, di modestia, d'aspirazione verso l'ideale, provo non so come una specie di consolazione intensa, e sento una gran voglia d'andare a deporre una fiore sulla sua tomba nel Camposanto, chè è sul Viale, non lungo dalla mia casa. (Brief vom 15. März 1902.)

Beflagenswert ist nur eine Seite dieses italienischen Heims: allzu häufig fehlte frischer geistiger Zustrom von außen. Sogar neue literarische Erzeugnisse direkt vom Büchermarkte zu beschaffen war mit großen Hindernissen verknüpft, in Kriegszeiten fast unmöglich. Auch wiesen die beiden großen Intelligenzen frappant übereinstimmende Ranten und Ecken auf, die nur der Verkehr mit fremden bedeutenden Persönlichkeiten zu richtigen Proportionen abzuschleifen vermocht hätte. Kraft der unfreiwilligen Konzentration steigerte sich die originelle Anschauungsweise nicht selten zur Verschobenheit. Robert Browning kam diese Ungunst der italienischen Verhältnisse einmal besonders klar zum Bewußtsein. Als er mit der Gattin nach längerem Aufenthalt in Paris (wo beide den Coup d'Etat miterlebten) nach Italien zurückkehrte, empfand er den Mangel geistiger Anregung im stillen Florenz doppelt und dreifach. Der Kontrast war freilich auch gar zu grell. Florenz, die alte italienische Künstlerstadt, in der man sich namentlich als Ausländer nicht sonderlich anzustrengen braucht, um eine Art Klosterleben führen zu können, und Paris, in dessen Brennspiegel gerade zu jener Zeit so viele Strahlen menschlicher Intelligenz zusammenglühten. Kraft des ihm beschiednen innern Reichtums lernte das Dichterpaaar jedoch niemals das Gefühl der Langeweile kennen. In diesem Hause brennt Hymens Fackel vom ersten bis zum letzten Tage in ungetrübtem Glanze, und das einzige unvermeidlich Störende, persönliche Krankheit sowie der Tod geliebter Verwandten und Freunde wird in gemeinsamer Teilnahme und Geduld getragen. In einigen Beziehungen hatten sich freilich die sonst in Ehen üblichen Verhältnisse verschoben. Die zarte Frau war vielen Pflichten der Hausherrin nicht gewachsen, die pekuniäre Regelung häuslicher Einzelheiten nimmt Robert Browning noch freudig zu

andern Lasten, insbesondere der persönlichen Krankenpflege, auf seine starken Schultern. Dafür ist die schwächliche Frau aber ein seltenes Vorbild in der Erfüllung aller Mutterpflichten, als 1849 der einzige Sohn des Dichterpaares geboren wird. Weder die erste körperliche Pflege noch der erste Unterricht wird gleichgiltig fremden Händen überlassen. Von der Mutterliebe geschärftes Verständnis begleitet achtsam schon die ersten geistigen Regungen der jungen Menschenknospe.

Dennoch ließ das häusliche Idyll der Casa Guidi den heroisch angelegten Sinn der Dichterin nicht einschlimmern. Auch an ihre Fenster rüttelte der Sturm, den der edle Kampf um nationale Einheit ringsum in Italien entfacht hatte. Auf die „Sonette aus dem Portugiesischen“, die den höchsten Augenblicken persönlichen Liebesglücks Ausdruck verliehen, folgten als nächste größere Dichtung die Casa Guidi Windows (1848 bis 1851), vielleicht ihr Meisterwerk. Zwar ist mit Recht behauptet worden, daß sich unter den modernen englischen Dichtern höchstens Rossetti mit erotischer Poesie neben E. Browning behaupten könne, die als des liebenden Frauenherzens unvergleichliche Interpretin überhaupt nicht mit Männern verglichen werden sollte. Redet sie doch mit Kühnheit und Zartheit zugleich die individuelle Sprache des Weibes und läutert die Flamme einer tiefen irdischen Leidenschaft durch die rührende Demut einer weltentrückten, entsagungsvollen Kranken, die erst allmählich durch die Kraft echter Liebe mit dem Dasein wieder ausgeöhnt, dieses völlig unerwartete Glück mit zitternder Bangigkeit so lange von sich abwehrt, bis felsenfester Glaube ihr schwankendes Geschick zu beseligendem Ausgange festsetzt. Dennoch wird der gründliche Kenner ihrer Dichtungen dem politischen Hymnus der Casa Guidi Windows die Palme zuerkennen müssen. Mancher wird das Büchlein schon nach flüchtigem Blättern achtlos beiseite legen, um so mehr als wir eher geneigt sind, einer Dichterin das Recht zuzugestehn, das Thema Frauenliebe und Manneswert auf ihren Saiten erklingen zu lassen, als sich kulturhistorischen und gar politischen Interessen zuzuwenden. Wie hat unsre Dichterin die an und für sich undankbare Aufgabe gelöst, Italiens politischen Wirren poetisch wirkende menschliche Teilnahme abzugewinnen? Jedenfalls als echte Romantikerin, obwohl in einer Form, die den unumstößlichen Beweis liefert, daß auch die denkende Frau berechtigt ist, ein mitzählendes Gewicht auf die Waagschale zu werfen, in der Völkergeschicke steigen und sinken! Frau Browning liebt ihr Geburtsland ebenso herzlich wie zum Beispiel Tennyson, aber sie ist völlig frei von insularem Dünkel. Ihr impulsiver Gerechtigkeitsfönn drängt sie zum glühenden Proteste gegen unwürdige Schachzüge der Diplomatie. Sie liebt auch Italien, zu dessen berebamer Fürsprecherin sie sich aufschwingt, und zwar aus doppelten Gründen: zufolge der heiligen Tradition, die durch Jahrhunderte fortlaufend jedes kunstfönnige Gemüt mit Romas Erben verknüpft, zugleich aber auch aus rein persönlicher, inbrünstiger Dankbarkeit, da die Sonne Italiens ihrem Ehe- und Mutterglücke zu gesundheitlichem Schutze gestrahlt hat. Als sich die blauen Augensterne ihres Kindes auf italienischem Boden dem Leben erschlossen, fesselten sie das Mutterherz unauflösllich an die zweite Heimat: *The sun strikes, through the windows, up the floor; — Stand out in it, my own*

young Florentine. Leider waren nur die klangvollen Verse, in denen subjektives Empfinden und objektive Beschaulichkeit jäh abwechseln, an eine falsche Adresse gerichtet: das englische Vaterland sollte zu aktiver Teilnahme an Italiens Einheitskampf aufgerüttelt werden — und begrüßte selbstverständlich derlei romantische Wünsche als „poetische Verirrung“. Der schöne, verzeihliche Dichtertraum, der Glaube an „Menschenrechte“ (den später die Poems before Congress noch deutlicher zum Ausdruck brachten) zerschellte an den eisernen Schranken, die von politischen Grenzen um das humane Gefühl der einzelnen Nationen zu widerwilliger Abwehr gezogen sind. Was Byron mit dem Schwerte für Griechenland erkämpfen wollte, ersehnte Frau Browning für Italien, als sie mit den Casa Guidi Windows ein Lorbeerreis spendete für den dort zu pflanzenden Freiheitsbaum!

Auch ihre 1857 veröffentlichte Novelle in Versen: Aurora Leigh offenbart bei allen Fehlern und Schwächen der Dichterin feinsinnige Art, ihrer impulsiven Frauenseele Ausdruck zu verleihen. In dieser, ihrer ausführlichsten Schöpfung, predigt sie die freie Selbstbestimmung des Weibes mit dem hehren Ernste, der den Theologen zur Verteidigung eines angefochtenen Glaubenssatzes drängt. Die Versorgungsehe, der unselbständige Mädchen entgegensehen müssen, erregt ihren Abscheu. Diese an und für sich nicht poetisch ergiebige Grundidee wuchs zu einer dürftigen Fabel aus, deren Ausschmückung den modernen Leser teilweise veraltet anmutet. Zu der Grundstimmung trug der Journeuttaumel bei, dem bekanntlich auch Gutzkow 1842 einen seiner „Briefe aus Paris“ widmete. Diese Art verkehrter Philanthropie hat ihr aktuelles Interesse verloren; noch mehr wird die Lektüre erschwert durch die mystisch-spiritistische Färbung der letzten Abschnitte; störend wirkt auch die das Ganze durchflutende Fülle von Bildern und bizarren Gleichnissen. Diese sinnbildliche Darstellung ladet förmlich dazu ein, die breit gelaufenen Metaphern in interessante Rubriken einzuordnen und somit Sainte Beuves geistvolle Streifzüge auf verwandtem Gebiete um recht lehrreiche Ergänzungen zu bereichern. Bei wiederholter Lektüre tritt neben der ansehbaren Zickzacklogik schwer verständlicher Stellen zugleich doch auch die erfreuliche Erkenntnis ein, daß der weiblichen Denkkraft trotz manchem verkehrten und mißglückten Aufflug noch viele ungehobne Geisteskräfte vorbehalten sind. Die Denkerin ist jedenfalls in Aurora Leigh mehr zu Worte gekommen als die Dichterin. In diesem Werke steht sie sichtlich unter französischem Einfluß, insbesondere unter der Einwirkung der Romane George Sands, obwohl auf der Basis einer reinern sittlichen Tendenz. Aus dieser französischen Ideenverwandtschaft erklärt sich wohl die Forderung (auch neuerer) französischer Examenprogramme, daß für das englische Fach die Kenntnis genau bestimmter Abschnitte von Aurora Leigh notwendig sei. Die zarte Bitte der Dichterin: And in that we have nobly striven at least, — Deal with us nobly, women though we be, — And honour us with truth, if not with praise, hat also schon teilweise Erhellung gefunden, obgleich sie den Gegnern höherer Frauenbestrebungen viel Material liefert. Gegner ignorieren ja so gern den wichtigen Umstand, daß ihr Gesundheitszustand ihre Welt- und Menschenkenntnis sehr beeinträchtigte. Der Ernst des Lebenskampfes, den sie selbst nur als teilnahmvolle Zuschauerin

fennen lernte, wird in Aurora Leigh, besonders soweit die schriftstellerische Tätigkeit der Heldin in Betracht kommt, nicht lebenswahr geschildert. Deshalb wird die im Schatten einer starken Eiche geschirmte Dichterin auch ihren ringenden Mitschwestern naiv zurufen: „Bring deine Statue, hier ist Raum! Gleicht sie auch nur im mindesten dem Gotte, der dem Fluge seines glänzenden Wurfspeeres nachspäht durch den Lauf der Jahrhunderte, so wird die Mitwelt neidlos zeugen: Sie, die dieses Werk vollbracht, ward dazu geboren und heischt die volle Freiheit ihrer Schaffenskraft!“ So optimistisch konnte freilich eine englische Dichterin urteilen, die bei der Ernennung eines neuen poet laureate nach Wordsworths Tode ernstlich neben Tennyson in Frage kam. Richtig aber beurteilt sie die Sachlage, wenn sie Klage führt, daß die Frauen gar soviel schwächen von der Frauen „Mission“ und der Frauen „Funktion“, ehe sie hinreichend erwiesen haben, was sie bei völliger Ausbildung ihrer Kräfte wirklich leisten können. Manche siegesgewisse Rednerin der Gegenwart sollte sich von diesem vernünftigen Ausspruch getroffen fühlen.

Der Wert von Aurora Leigh beruht nicht auf der Charakterzeichnung so wenig wie auf der Wahl des Stoffes, wohl aber auf der unablässigen Bemühung, der weiblichen Psyche zu ihrem vollen Rechte zu verhelfen. Dieses beachtenswerte Streben, individuelle Frauenanschauungen künstlerisch zu verwerten, beweisen schon tastende Versuche ihrer Jugenddichtungen. Als sie 1844 ihr Drama of Exile veröffentlichte, war sie zwar anscheinend Miltons Spuren im „Verlorenen Paradiese“ nachgefolgt, aber die Teilnahme für Eva ließ sie viel neues zwischen den Zeilen der Heiligen Schrift lesen. Denn man wird zugeben müssen, daß unsrer Stammutter Gedanken nach dem Sündenfalle noch kein männliches Dichtergemüt ernstlich beschäftigt haben. E. Brownings Eva erscheint in einem rührenden Lichte der Verklärung. Die Worte des Fluches, der sie betroffen, sind aus der schroffen Härte des hebräischen Bibeltextes zu wahrhaft christlicher Wehmut geadelt: Some pang paid down for each new human life, Some weariness in guarding such a life, Some coldness from the guarded, some mistrust, From those thou hast too well served, from those beloved, Too loyally some treason; feebleness within thy heart, and cruelty without, — And pressures of an alien tyranny, With its dynastic reasons of larger bones, And stronger sinews. But, go to! Nirgendes hat sich die sensitive Seele der Dichterin reiner gespiegelt als in dieser originellen Bibelparaphrase.

Unsre Geschichtsforscher pflegen mit Recht soviel Wert auf spontane Äußerungen zu legen, auch der Literarhistoriker sollte diesen Standpunkt teilen und schon aus diesem Grunde impulsive Frauenäußerungen höher bewerten. Die beliebte Klage über die „weibliche Sphinx“ würde dann mehr und mehr verstummen. Aurora Leigh beweist, daß die Frauensefeder Aufschlüsse zu bieten vermag, die der Beobachtung des Mannes entgehn. Niemand wird behaupten, daß Männer nur Männer, Frauen nur Frauen lebenswahr zu schildern vermögen, aber Dichtungen wie Aurora Leigh nötigen uns, aus dem Traume zu erwachen, als ob die großen Frauenporträts der Weltliteratur schon alle Bünde der Frauenpsyche erschöpft hätten. Im Leben wie in der Dichtung ist

dem Frauenantlitz häufig eine Maske aufgedrückt, die männliches Vorurteil geschaffen hat!

Unsre Dichterin ist in einer großen Entwicklungsperiode Italiens aus dem Leben geschieden (1861). Diese Zeit war für sie lehrreich, schlug doch ihr Herz schon in zartem Kindesalter für alle um ihre Freiheit kämpfenden Völker. Schon die kaum Elfjährige hat „Marathon“ in Versen gefeiert. Diese warme Teilnahme an fremden Völkergeschicken schärfte vor allem ihren Blick für das Wesen des wahrhaft edeln Patriotismus. Die Vaterlandsliebe dient ihrer Ansicht nach zu häufig als Deckmantel der Selbstsucht und Engherzigkeit. Denkwürdig bleibt die Vorrede zu den Poems before Congress, in der die hochsinnige Frau prophetisch auf politische Greuel der Gegenwart zu deuten scheint.

Besteht echter Patriotismus etwa darin, daß wir unsre eigne Nation in jeder Lage herausstreichen, so wäre ja der Patriot nichts andres als ein Hölbling? Und das bin ich doch wahrlich nicht, wenn ich auch Napoleon den Dritten in Italien besungen habe. Es ist an der Zeit, die Bedeutung, den Sinn gewisser Bezeichnungen einzuschränken oder die Bedeutung gewisser Dinge weiter zu fassen. Das Vaterlandsgesühl hat an richtiger Stelle seine volle Berechtigung, und der Instinkt der Selbsterhaltung wurzelt im Menschen, sich gleichwohl zu aufopferungsfreudiger Tugend weiterentwickelnd. Aber alle Tugend ist nur Mittel zum Zweck und muß Nutzen schaffen; und wenn wir ihr Wachstum und Streben nach Ausdehnung hemmen, degradieren wir sie zur Fäulnis, die die edelsten Organismen zerstört. Es ist gewiß eine hohe politische Tugend, sich nicht in die Angelegenheiten von Nachbarstaaten einzumengen, aber damit ist doch nicht gesagt, daß wir gleichgiltig vorübergehn sollen, wenn der Nachbar in die Hände von Dieben fällt — sonst trägt ja das Pharisäertum den Sieg über das Christentum davon. Freiheit bedeutet ebensogut eine Tugend wie ein Privileg, aber Freiheit auf dem Meere ist nicht gleichbedeutend mit Piraterie, und Freiheit auf dem Festlande nicht mit Straßenräuberei; Freiheit im Senate bedeutet nicht das Hinausstoßen eines widersprechenden Mitgliedes, Freiheit der Presse nicht Freiheit zu verleumden und zu lügen! Wenn folglich der Patriotismus eine Tugend ist, so kann dieselbe nicht rücksichtslose Hingebung an die Interessen unsers Landes bedeuten, denn das wäre ja bloß eine andre Form der Hingebung an rein persönliche Interessen, Familieninteressen, Lokalströmungen, die alle auf einen engen Kreis beschränkt gemein und unmoralisch sind. Wir nennen einen Menschen beschränkt, dessen Blick nicht über das irdische Dasein hinausreicht, was ist auch das für ein Mensch, dessen Blick nicht über seine eigne politische Grenze oder See hinausreicht? — Ich gestehe, daß ich von dem Tage träume, an dem ein englischer Staatsmann erstehn wird, dessen Herz zu groß ist, um bloß England zu umfassen, ein Mann, der den Mut haben wird, seinen Landsleuten, die ihm eine bestimmte Politik in Vorschlag bringen, ins Gesicht zu sagen: Das ist gut für euern Handel, nötig für euer Ansehen als Weltmacht, aber dem Volke in unsrer nächsten Nachbarschaft oder jenem Volke weiter draußen wird auf diese Weise Schaden erwachsen; dem Wohle der Menschheit wird diese Maßregel nichts nützen, deshalb fort damit! Das ist nichts für euch und mich! Wenn ein englischer Minister so zu sprechen wagen und das britische Publikum ihm Beifall zollen wird, dann erst kann unsre Nation glorreich dastehn, und ihr Lob wird erschallen, nicht drinnen im eignen Lande, sondern in der Außenwelt — wie alles Lob, das wirklich Wert hat — um der Völkerbündnisse willen, die es gefördert, von den Völkerschaften, die es gerettet hat.

Solche utopische politische Träume sind dazu angetan, sogar mäßig weltkluge Spötter zum Lachen zu reizen. Die Weltordnung kann nicht auf

so ideale Selbstverleugnung aufgebaut werden, weder für den Einzelnen noch für die Gesamtheit. Aber die Worte dieser hochsinnigen Vorrede sind ein Warnruf, der den schroffen Widerspruch zwischen den Lehren des Christentums und den Grundsätzen echt staatsmännischer Kunst der modernen Indifferenz zum Bewußtsein bringen soll. E. Browning vertritt gern und oft in ihren Dichtungen die Forderungen echt christlichen Geistes. Von Chateaubriand hat sie gelernt, die christliche Doktrin, Bibelworte und Gleichnisse wundersam poetisch zu erklären. Schillers Götter Griechenlands entlockten ihr als Gegen-demonstration das charakteristische Gedicht *The dead Pan: Get to dust, as common mortals, — By a common doom and track! — Let no Schiller from the portals Of that Hades call you back, Or instruct us to weep all — at your antique funeral.*

Für die originellen Vergleiche, Bilder und Deutungen, die sie mit erschichtlicher Vorliebe an bekannte Bibelstellen knüpft, bietet der Eingang des dritten Buches von *Aurora Leigh* ein charakteristisches Beispiel. Sie zitiert hier Ev. Joh. 21, 18 und reiht dem Bibelworte folgende ausführliche Erläuterung an: „So sprach der Herr zu Petrus, um den Tod anzukünden, den er sterben sollte, am Kreuzesstamme, mit dem Haupt nach unten. — Wie er zu Petrus sprach, spricht er zu uns; das Wort bedeutet manche Art des Märtyrertums, es bedeutet vielfachen Tod, obwohl wir schwerlich als Apostel sterben, wir, die wir die Schlüssel zum Himmel wie zur Erde verlegt haben! Denn die Menschen sterben nicht erst in mere death. Wohl gürten wir unsre Lenden zuerst mit der Jugend zartem Linnen und stürmen den Hügel hinauf, der aufsteigenden Sonne entgegen, doch bald fügen wir uns müde, geduldig wie die Einfalt, während andre uns gürten mit den gewaltigen Banden sozialer Lüge, Formel und Verstellung, unsre ehrliche Natur zum Gegenteil verkehrend, um unsre niedre Notdurft vorzudrängen und unsre erhabnen Gedanken niederzudrücken: das Haupt nach unten an den Kreuzbalken der Welt.“

Man hat in der Januarnummer der *Quarterly Review* (1902) in einem summarischen Bericht über „Frauenfortschritte“ unsrer Dichterin in Vergleich zu ihrem großen Gatten die schöpferische Kraft abgesprochen, ohne sich die Mühe zu nehmen, ihrer ungemein sensitiven Art Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man übersieht, daß 1806 eine Dichterin geboren wurde, die den Mut hatte, als echte Frau, oft in direktem Widerspruche mit Männeranschauungen zu denken und zu dichten, und dabei völlig frei von den Emanzipationsgelüsten ihrer kühnen Zeitgenossin George Sand. Ebenso bescheiden wie würdevoll klingt E. Brownings Charakteristik ihres Gattenverhältnisses: *If I have attained anything of force and freedom by living near the oak, the better for me. But I hope you don't think that I mimic him or lose my individuality.* (Brief vom 18. Mai 1860.)

